

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 21 (1927)
Heft: 7-8

Artikel: Berichte : der Kurs der schweizerischen Predigergesellschaft in Bad Lauterbach ; Die Mütterwoche in Bendeli (Toggenburg)
Autor: Lejeune, R. / Früh, Martha
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-135586>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

kann. Es ist ja auch eigentlich die Gemeinde als solche, die sich um die rechte und volle Verkündigung des Evangeliums bemühen müsste. Sie muss ihrer Aufgabe der Welt gegenüber gerecht werden. Es kann vielleicht manches, was auf der Stockholmer Konferenz gesagt worden ist, als ein Zeichen aufgefasst werden, dass die Christenheit anfängt, ihrer Aufgabe nachzudenken, die ihr mit der sozialen Botschaft des Evangeliums anvertraut ist. Aber wenn wir an unsere eigenen kirchlichen Verhältnisse denken, so zeigen uns doch allerlei Konflikte der letzten Zeit, die zwischen Pfarrern und Gemeinden ausgebrochen sind, dass unser Kirchenvolk unserer eigentlichen Aufgabe vielfach nicht nur verständnislos, sondern auch ablehnend gegenübersteht. Aber was für eine geistige Macht wäre es, wenn wir Prediger alle mit unsern Gemeinden zusammenstünden, erfasst und zeugend von dem Evangelium, das die Menschen nebeneinander stellt als Kinder eines Vaters. Was gäbe das für ein Aufhören bei Denen, die in der Tiefe sind und schon alle Hoffnung aufgegeben haben! Und was gäbe es ebenfalls für ein Aufhören und Einlenken bei Denen, die auf der Sonnenseite des Lebens stehen! Es würde die erste Liebe erwachen. Wäre es wirklich nicht möglich, dass wir uns alle in der Verkündigung der sozialen Botschaft, also im eigentlichen Evangelium zusammenfänden?

Denn wahrhaftig, es handelt sich doch nicht darum, irgendwelche theologischen oder politischen Spezialitäten zu treiben. Das hätte keine Verheissung und brächte uns nie zusammen. Aber darum handelt es sich, das Evangelium, das uns anvertraut ist, der Welt anzubieten, die es so nötig hat, und der Not zu begegnen, unter der unser Volk leidet. Dieser hilfreiche Angriff auf die Welt — das wollte ich sagen — kann nicht von einem beliebigen Orte her geschehen, er muss von der Mitte aus, vom Evangelium selbst her, erfolgen.

S. Dieterle.



Berichte

Der Kurs der schweizerischen Predigergesellschaft in Bad Lauterbach.

Wir haben im allgemeinen wenig Anlass, die Leser der „Neuen Wege“ in unserer Rundschau über kirchliche Konferenzen zu orientieren, denn was in der Regel an solchen Konferenzen besprochen und beschlossen wird, hat wenig zu tun mit jenem Geschehen, auf das wir hier aufmerksam machen möchten. Der Strom dieses Geschehens fließt ja gewöhnlich an den Kirchen vorbei, und wenn er etwa einmal auch die kirchlichen Kreise mittragen möchte, begegnet er dort meist nur dem Versuche, ihn aufzuhalten oder abzulenken, wie etwa die Behandlung der Zivildienst- und Abrüstungsfrage in verschiedenen Kirchensynoden gezeigt hat.

Umso mehr freuen wir uns, hier auf eine Konferenz von Pfarrern hinweisen zu können, die sich den grossen Fragen und Problemen unserer Zeit durchaus aufgeschlossen zeigte und die mit ihren Verhandlungen gewiss auch nicht unwesentlich zu deren Klärung beitragen durfte. Es ist dies der dreitägige Kurs, den die Studienkommission der schweizerischen Prediger-gesellschaft für soziale Arbeit Mitte Juni in Bad Lauterbach veranstaltet hat und der den schweizerischen Pfarrern eine Wegleitung für die Stellungnahme zur sozialen Frage bieten wollte. Schon die Tatsache, dass sich zu dieser Konferenz über hundert Pfarrer einfanden, darf wohl als eine Verheissung betrachtet werden; das Verständnis für die grossen sozialen Probleme unserer Zeit ist unter der schweizerischen Pfarrerschaft offenbar doch erheblich grösser, als man auf Grund gewisser Anzeichen glaubte annehmen zu müssen.

Dass eine solche Konferenz unsere „religiös-soziale“ Bewegung in besonderer Weise berührte, liegt auf der Hand; es entsprach auch durchaus dem Sinn der ganzen Veranstaltung, dass durch eines der Referate gerade der heutige Stand des religiös-sozialen Problems beleuchtet wurde. Was uns aber besonders wertvoll war und was auch der ganzen Konferenz ihre besondere Bedeutung gab, ist der Umstand, dass sich hier seit langer Zeit zum ersten Male wieder Vertreter jener beiden Hauptströmungen, in die sich die religiös-soziale Bewegung in der Schweiz gespalten hatte, zu gemeinsamen Verhandlungen zusammenfanden und dass dieses äussere Zusammenkommen in weitem Masse auch zu einem inneren führte. Es ist dies umso höher zu werten, als gerade in der Schweiz die religiös-soziale Bewegung — wenigstens innerhalb der theologischen Kreise — durch jene Spaltung eine fühlbare Lähmung erlitten hatte, die sich bereits auch in einer weithin bemerkbaren Abwendung von den sozialen Problemen äusserte.

Am ersten Verhandlungstag, in dessen Mittelpunkt ein Referat von Prof. Emil Brunner über die soziale Bedeutung des Evangeliums stand, trat zwar diese Bedeutung der Konferenz noch kaum hervor, vielmehr liessen das Referat und die Diskussionsvoten mehr nur gewisse Gegensätze der Auffassungen hervortreten. Dass Prof. Brunner für die ihm gestellte Aufgabe volles Verständnis mitbrachte, darf ja wohl als selbstverständlich vorausgesetzt werden. Seiner ersten These, dass die soziale Frage nicht von der Welt her an das Evangelium, sondern vom Evangelium her an die Welt gestellt sei, haben sicher alle zugestimmt, spiegelt sich doch diese Tatsache auch in der Entstehungsgeschichte der religiös-sozialen Bewegung, an deren Ausgangspunkt Blumhardt steht, wie im persönlichen Werdegang der meisten ihrer Vertreter. Auch mit seinen weiteren Thesen, dass die soziale Not als Folge unserer Gottlosigkeit betrachtet werden muss und dass die soziale Botschaft des Evangeliums nur im Zusammenhang mit der Kunde von der in Jesus Christus geschehenen göttlichen Erlösungstat zu verstehen sei, hat Brunner sicher der gemeinsamen Ueberzeugung aller Ausdruck gegeben. Die Auffassung der sozialen Botschaft des Evangeliums als Forderung und Ideal einer neuen Gesellschaftsordnung lehnte Brunner als falsch ab, denn „die Hilfe des Evangeliums besteht nicht wesentlich in der Verkündigung eines sittlichen Gesetzes (Ideen, Ideale), sondern in der durch das Wort von Christus dargebotenen Gnade.“ Für Brunner ist „nicht die Aufstellung eines christlichen Sozialprogramms, sondern die Schaffung des neuen Sozialsubjektes, der Kirche, das Wesentliche.“ Diese Kirche, auf deren Schaffung für ihn alles ankommt, ist nach seiner Definition „die durch das Wort von Christus wiederhergestellte Gemeinschaft der Menschen“, und an sie allein kann, wie Brunner betont, sinnvollerweise die christliche Sozialforderung gerichtet werden. Folgerichtig gipfelten drum die Ausführungen des Referenten in seiner letzten These: „Darum ist das Eine, was jetzt Not tut, die Wiederbelebung der christlichen Kirche als Grundlage einer neuen wirtschaftlichen und politischen Solidarität und darum die Wiedergewinnung einer

wahrhaft christlichen Verkündigung das wichtigste, was unserseits zur Lösung der sozialen Frage geschehen könnte.“

Zweifellos hat Prof. Brunner in seinem Referate sehr bedeutsame Gesichtspunkte für die Beurteilung der sozialen Frage aufgestellt und auch eine Fülle trefflicher Einzelbemerkungen geboten. Wenn seine Ausführungen trotzdem starkem Widerspruch begegneten und tatsächlich trotz allen Einverständnisses in sehr Vielem doch zur Entgegnung reizten, so lag das wohl vor allem an der starren Dogmatisierung und Systematisierung, in der gewisse Einsichten vorgelegt wurden. Die Gefahr solcher Dogmatisierung und Systematisierung trat an verschiedenen Punkten hervor, von denen nur einige, uns besonders wichtig scheinende, hier angedeutet werden können. So richtig es ist, dass es vor allem eines neuen „Sozialsubjektes“ bedarf, an das die soziale Botschaft des Evangeliums gerichtet werden kann, so ist jene exklusive Bedeutung der Kirche, die Brunner daraus ableitete, doch sehr fragwürdig, zumal nicht immer klar wurde, wie weit Brunner seinen Kirchenbegriff auch bereits auf die konkret vorliegende, offenbar noch nicht „wiederbelebte“ Kirche bezogen wissen möchte. Es hätte wohl der Klarheit über diese Kirchenfrage, in die das ganze Referat ausmündete, gedient, wenn Brunner die mehrmals an ihn gerichtete Frage, wie sich diese Kirche, von der er sprach, zur bestehenden Kirche verhalte, beantwortet hätte. Dass die Gefahr gross ist, von diesem Kirchenbegriff aus in einem tatsächlichen „Kurzschluss“ auf unsere gegenwärtige Kirche zu schliessen, wird doch da und dort bereits deutlich. Dieselbe Gefahr der Dogmatisierung und Systematisierung richtiger Einsichten scheint sich mir auch dort geltend zu machen, wo Brunner sich gegen alle sozialen Programme, Forderungen und Ideale wandte und betonte, dass die soziale Frage erst „nach der Auferstehung der Toten“ eine Lösung finden könne. Wir glauben wiederum nicht blind zu sein für die Wahrheit, die diesem Hinweis auf die Voraussetzung jeglichen Kommens des Gottesreiches zukommt. Bedeutet jene Voraussetzung aber nicht gleichwohl erst das Ende, die Vollendung dieses Kommens? Wird aber durch solche Betonung der letzten Wahrheit nicht das entwertet, was ihr bei aller Bedingtheit durch sie als ein bloss Vorletztes und Vor-vor-letztes vorausgehen muss? Nachdem dieses grosse Wort von der Auferstehung der Toten, das wir nur ganz schüchtern auszusprechen wagen, nachgerade zum theologischen Schlagwort geworden ist und leichthin auch von solchen in den Mund genommen wird, die sich mit jenen freilich nur sehr vorletzten Wahrheiten, die damit erledigt werden sollen, kaum je ernsthaft beschäftigt haben, darf dem an sich berechtigten und notwendigen Hinweis doch entgegengehalten werden, dass nur der jene Vollendung überhaupt zu verstehen vermag, der das, was an göttlicher Wahrheit für uns reif geworden ist, in seinem Ernst und seiner Dringlichkeit erkannt hat und den von Gott geforderten Kampf auch dort auf sich nimmt, wo es sich nur um etwas Vorläufiges und Relatives handelt. Und eben diesen Sinn haben für uns jene „Programme“ und „Forderungen“, gegen die sich Brunner mit besonderer Schärfe gewandt hat. Es kam uns wahrhaftig noch nie in den Sinn, „Programme auf Vorrat“, wie er sich ausdrückte, aufzustellen oder überhaupt eigenmächtig „Ideale“ zu verkünden, sondern wo wir tatsächlich in diesen Zeiten gewisse Forderungen vertreten oder uns gar zu einem „sozialistischen Programm“ bekannt haben, da glaubten wir damit dem zu gehorchen, was uns als das Gebot der Stunde entgegenkam. Es ist auch unsere Ueberzeugung, dass wir nur dann zu jener „wahrhaft christlichen Verkündigung“, an der Brunner vor allem gelegen ist, kommen werden, und dass uns nur dann jenes „Wort“, das die christliche Kirche neu zu beleben vermag, gegeben werden wird, wenn wir das tun, was Gott uns schon jetzt als seinen Willen erkennen lässt.

Die Diskussionsvoten, die dem Referate Prof. Brunners folgten, mögen tatsächlich etwas „wild“ gewachsen sein, wie der Referent in seinem Schluss-

wort klagte: ich habe sie als eine begreifliche und berechnigte, wenn auch in ihrem Ausdruck nicht sehr glückliche Auflehnung gegen den erwähnten Dogmatismus mit seinen Gefahren und Schwächen verstanden. Missverständnisse und Missdeutungen sind auf beiden Seiten sowohl veranlasst als begangen worden — so dürfte z. B. weder die Anleitung zum „rechten Tun“, die der eine geben möchte, als Weisung, nichts zu tun, verstanden, noch der Wille zur Tat, der sich in den andern äussert, als blosses „Stürmen“ gedeutet werden — und es schien nach diesem ersten Konferenztage wirklich, als ständen sich zwei Auffassungen in schwer vereinbarem Gegensatz gegenüber, wie man sich denn auch bereits zur Charakterisierung dieses Gegensatzes des „Luthertums“ und des „Pelagianismus“, des „Quietismus“ und „Amerikanismus“ bezichtigte.

Mochte man nach diesem Auftakt für den weiteren Verlauf der Konferenz vielleicht allerlei unfruchtbare Auseinandersetzungen erwarten, so brachte der zweite Tag, der unzweifelhaft den Höhepunkt der ganzen Tagung bedeutete und auch den eigentlichen Gewinn derselben zeitigte, eine höchst erfreuliche Wendung. Professor Ragaz sprach in längerem Vortrag über den gegenwärtigen Stand des religiös-sozialen Problems. Da der Vortrag in den „Neuen Wegen“ erscheinen wird, kann ich mich mit einer kurzen Skizzierung begnügen. Das religiös-soziale Problem besteht in dem Glauben und der daraus erwachsenden Forderung, dass wie alle Wirklichkeit, so besonders auch die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Herrschaft des in Christus offenbarten Gotteswillens unterworfen werden sollen. Als Auffassung der „religiös-sozialen“ Bewegung besteht es in einem neuen Verständnis von Bibel und Christentum, das als dessen Kern die Botschaft vom lebendigen Gott und dessen sowohl gekommenen als kommenden Reich betrachtet, und in einer daraus erwachsenden Deutung der Geschichte, die im Sozialismus und der sozialen Gährung ein Gericht über die Christenheit und die Welt und ein Wiederaufleben der alten Christuswahrheit erblickt. Ausdrücklich bezeichnet Ragaz die der Bewegung oft vorgeworfene Identifikation von Sozialismus und Reich Gottes als ein Missverständnis; nie glaubte man, dass menschliches Bemühen das Reich Gottes herbeiführen könnte und nie huldigte man einem Optimismus, der die Macht des Bösen ignorierte. Ragaz suchte sodann zu zeigen, wie weit der religiös-sozialen These ein Erfolg beschieden war. Sie hat die Neuorientierung des religiösen und theologischen Denkens entscheidend bestimmt. Der Gedanke, dass die Religion auch für die Gestaltung des Weltlebens bestimmend sein sollte, darf ja heute als selbstverständlich gelten, wofür auch die Konferenz von Stockholm als Zeichen gewertet werden kann. Auch in der Stellung der sozialistischen Parteien zum Christentum sind wesentliche Änderungen eingetreten. Der Glaube an das Kommen des Reiches Gottes wird nach Ragaz' Ueberzeugung durch die heutige Lage nicht widerlegt, sondern eher bestärkt. — Freilich sind der religiös-sozialen Denkweise auch neue Widerstände erwachsen. Unter diesen nimmt Ragaz die aus der Bewegung selbst hervorgegangene Barth'sche Theologie und ihre Auswirkungen weitaus am ernstesten. Diese Bewegung vertritt zweifellos eine Wahrheit, die auch von der religiös-sozialen Denkweise anerkannt werden muss, wie überhaupt solche Gegenströmungen aus den Mängeln der ursprünglichen Bewegung ihre Kraft beziehen. Das grosse Recht der Barth'schen Theologie sieht Ragaz hauptsächlich in ihren Kampf gegen jede Verweltlichungsform des Christentums, besonders auf dem Gebiete der Theologie. Ihr Irrtum aber beginnt dort, wo sie den Kampf gegen die widergöttlichen Mächte, die sich in der heutigen Gesellschaft darstellen, für eine bloss sekundäre Aufgabe, wenn überhaupt eine, erklärt, wo sie das menschliche Tun entwertet, die Hoffnung auf das Kommen des Reiches lähmt und das Ringen darum durch Theologie ersetzt. Die religiös-soziale Bewegung muss, dankbar für alles Vertiefende an dieser und andern Gegenbewegungen, ihr eigenes Werk weiter führen

und hat dafür viel Verheissung. Als Gegenwarts- und Zukunftsaufgaben der religiös-sozialen Bewegung hob Ragaz hervor: die Fortführung der religiösen Linie im Sinne einer fortschreitenden Verstärkung und Vertiefung ihrer stets vorausgesetzten Grundlagen; die Gewinnung der Gemeinde für den Glauben an die Gottesherrschaft mit ihrer Verheissung und Forderung im Sinne der Bibel; die Klärung des Verhältnisses zum Sozialismus und den sozialistischen Parteien, wie der Beziehung zwischen Reich Gottes und Weltarbeit; die Lösung der zwei gottgegebenen Hauptprobleme der Zeit: des Gewalt- und Eigentumproblems; die Erfüllung und Ueberbietung der ethischen Forderung des Sozialismus durch eine neue Entfaltung der Nachfolge Christi. Weil dies alles in erster Linie Gottes Gabe ist, so vollendet sich die religiös-soziale Bewegung, indem sie zu ihrem Ausgangspunkt zurückkehrt: der Bitte um den heiligen Geist!

Ragaz hatte in seinem Vortrag Sinn und Wesen der religiös-sozialen Bewegung tief dargelegt und ihre heutige Lage von einer starken Hoffnung aus beleuchtet. Er hat aber auch in seiner Kritik der Gegenbewegungen das Gemeinsame derart betont, das Recht auf der Gegenseite anerkannt und überhaupt solchen Willen zur Verständigung gezeigt, dass die Antwort von der andern Seite nicht ausbleiben konnte. Diese Antwort wurde von dem kompetentesten Vertreter der Barth'schen Theologie in der Schweiz, von Pfr. Eduard Thurneysen, gegeben, der schon mit seinen ersten Worten alle kleinlichen Aussetzungen an Ragaz's Referat beiseiteschob und mit seinem Votum für alle künftigen Auseinandersetzungen — weit über diese Konferenz hinaus — gleichsam eine neue Atmosphäre geschaffen hat. Wir hoffen, den Lesern der „Neuen Wege“ auch dieses Votum in seinem wesentlichen Inhalt vorlegen zu können.

Thurneysen zeigte sich seinerseits stark berührt von dem Adventsgeist, der die Ausführungen Ragaz' erfüllt hatte und fragte, ob sich nicht auch die von ihm vertretene Theologie und Bewegung so verstehen liesse, dass das Licht jener Adventshoffnung, der Ragaz Ausdruck gab, auch auf sie fallen würde. Er schilderte uns, was ihn seinerzeit von der religiös-sozialen Bewegung wegführte, wie unter dem Eindruck des Weltkrieges die sozialistische Ideologie, in der er bis dahin freudig und zuversichtlich gelebt hatte, ihm zerbrochen wurde, wie sich ihm aber andererseits gerade in jenen Zeiten des Zusammenbruchs und der Enttäuschungen die Bibel neu öffnete. Aus einem neuen Verständnis der Bibel ist ihm seine neue Theologie erwachsen, und das ist ihm nun die entscheidende Frage, ob diese Theologie notwendig von der Wirklichkeit wegführen müsse, wie es den Anschein hatte und wie Ragaz es annimmt. Das grosse Anliegen Ragaz' scheint ihm die Wirklichkeit zu sein, während er selber und seine Freunde im Worte Gottes ihr grosses Anliegen sehen, es aber selber empfinden, dass ihre neue Theologie sich noch nicht wirklichkeitsnahe aussprechen kann. Darf man diese beiden grossen Anliegen nicht mit den beiden Brennpunkten einer Ellipse vergleichen, haben einstweilen nicht beide ihre eigene Bedeutung, bis uns die Zeit geschenkt wird, da die beiden Anliegen zusammenfallen, da die Brennpunkte der Ellipse zum Mittelpunkt eines Kreises werden und aus dem wirklichkeitsnahen Worte Gottes eine neue Reformation hervorgehen wird? Thurneysen glaubte mit vollem Recht, die Worte Ragaz' als eine dargebotene Hand deuten zu dürfen, und diese Hand wollte er ergreifen, — ja, in solcher Erwartung schien er recht eigentlich für diesen einen Tag hergekommen zu sein.

Voll Freude und Dankbarkeit konnte Ragaz seinerseits auf dieses bedeutsame Wort der Verständigung antworten, und wohl alle, die seit Jahren unter dem Gegensatz dieser beiden, aus einer gemeinsamen Wurzel gewachsenen Bewegungen gelitten hatten, standen unter dem Eindruck, eine bedeutungsvolle Stunde erlebt zu haben. Gewiss ist nach dieser Verständigung keine Versöhnungssentimentalität am Platze, — wir stehen noch im Zeichen der Ellipse

und nicht des Kreises, und jeder wird einstweilen seinen Weg weitergehen, aber die kommenden Auseinandersetzungen dürfen doch in einem neuen Geiste geführt werden und drum der Sache, die allen am Herzen liegt, förderlich sein.

Der Nachmittag dieses bedeutsamen Tages brachte erst ein Referat von Pfarrer Frank Thomas aus Genf, dem ich leider nicht beiwohnen konnte, und dann ein solches von Pfarrer Dieterle über dasselbe Thema, die Verkündigung der sozialen Botschaft. Auch dieses Referat können wir den Lesern in den „Neuen Wegen“ im Wortlaut bieten. Dieterle betonte gleich eingangs, dass es nicht in unser Belieben gestellt sei, ob und wie wir die soziale Botschaft des Evangeliums verkünden, dass wir Pfarrer vielmehr als solche zu dieser Verkündigung verpflichtet seien. Und zwar haben wir nicht eigene oder fremde Fündlein vorzubringen, sondern jene Botschaft auszurichten, die uns im Neuen Testament verkündigt ist. Halten wir uns aber wirklich an die Bibel, so können wir die soziale Botschaft, die nun einmal in unserer Bibel ist, nicht verschweigen oder dämpfen. Die soziale Botschaft ist aber vom Evangelium Jesu Christi unzertrennlich, drum darf aus der sozialen Verkündigung nicht eine Spezialität gemacht und die soziale Botschaft des Evangeliums nicht in ein wirtschaftliches und politisches Programm verwandelt werden. Losgelöst vom Evangelium Jesu hat die soziale Botschaft keine Lebens- und Durchschlagskraft. Dieterle wendet sich auch gegen die weitverbreitete Auffassung, das Soziale an der Botschaft Jesu gelte nur für bestimmte Verhältnisse oder besondere Gemeinden; die soziale Botschaft ist ursprünglich, wesenhaft und unlöslich mit dem Evangelium verbunden und darf drum auf keiner einzigen Kanzel verschwiegen werden. Das Wesen des Evangeliums besteht darin, dass es die Menschen vor Gott stellt, — eben damit werden sie auch neben die ändern Menschen und vor allem neben die bedrängten Mitmenschen gestellt. Vor Gottes Angesicht begegnet der Mensch dem Menschen, vor ihm fallen alle Unterschiede: das Hohe wird erniedrigt, und das Niedrige wird erhöht. In dem von Gott angeredeten Menschen wird etwas weich. Die Erweichung des Eigentumsbegriffs gehört unleugbar zur Wirkung des Evangeliums, und mit ihr setzt auch eine Erweichung der Verhältnisse ein. Nicht direkt umgestaltend wird die Kirche eingreifen und eine eigene Sozialpolitik treiben können, aber das kann und muss sie tun: die Menschen vor Gott stellen, dass ihre Gewissen geweckt werden und sie keine Ruhe mehr haben, als bis sie der Ungerechtigkeiten Herr geworden sind. Solche Verkündigung hätte eine grosse Verheissung, wenn sie von der ganzen Kirche erkannt und geübt würde, und nicht bloss als Spezialität einiger weniger, die man leicht als Sonderlinge ablehnen kann, dastünde.

Der Vortrag Pfarrer Dieterles machte sichtlich tiefen Eindruck auf die ganze Versammlung, und die Anregung, ihn durch Abdruck in den „Neuen Wegen“ noch allen Pfarrern zugänglich zu machen, fand freudige Zustimmung.

Der dritte und letzte Verhandlungstag war einem einzelnen Problem aus dem weiten Gebiet der sozialen Frage gewidmet: dem Problem der Arbeitslosigkeit. Es war für uns Pfarrer von besonderem Wert, dass dieses schwere Problem, dessen dringlichem Ernst sich ja wohl keiner entziehen kann, von zwei Männern der wirtschaftlichen Praxis beleuchtet wurde: Nationalrat Sulzer-Schmid sprach vom Standpunkt des Unternehmers und als Vertreter der kapitalistischen Wirtschaftsauffassung über die Arbeitslosigkeit, Dr. Max Weber als Nationalökonom und sozialistischer Gewerkschaftsführer.

Herr Sulzer, der übrigens in der gegebenen Wirtschaftsordnung nichts Unabänderliches sieht, wies vor allem auf die weltwirtschaftlichen Zusammenhänge hin und leitete die Arbeitslosigkeit aus dem Absatzmangel für die Produkte unserer Exportindustrie ab. Er betonte, dass die wirtschaftlichen Verhältnisse oft stärker sind, als der Unternehmer, auch der Arbeitgeber ist ja ein Arbeitsuchender, und zwar oft ein erfolglos Suchender. Er bestritt den

vielfach behaupteten Gegensatz zwischen den Interessen des Kapitals und denen der Arbeiter und erwartet von der Erkenntnis des gemeinsamen Interesses beider Teile heilsame Wirkungen. Bedeutsam war sein Bekenntnis, dass er für die Leitung eines industriellen Unternehmens dieselben ethischen Grundsätze anerkenne, die für das Leben des Einzelnen Geltung haben. Dass er aber eine sozialistische Wirtschaftsordnung ablehnte und ihre wirtschaftlichen Aussichten sehr niedrig einschätzte, wird ihm niemand verübelt haben, zumal er sich unter dieser sozialistischen Wirtschaftsordnung offenbar einen riesigen Staatsbetrieb dachte und sein Urteil wesentlich an den unseres Erachtens hierfür sehr wenig geeigneten russischen Verhältnissen und Experimenten gebildet hatte.

Dr. Weber enthüllte uns zunächst als Statistiker die furchtbare Tragweite der Arbeitslosigkeit und liess in ihr tatsächlich nächst dem Kriege die schwerste Krankheit unserer Gesellschaft erkennen. (Den Arbeitslohnverlust durch Streiks berechnete Dr. Weber für die Schweiz pro 1924 auf 2 Millionen, denjenigen durch Arbeitslosigkeit auf 680 Millionen; selbst der riesige, 8 Monate lang andauernde Bergarbeiterstreik in England verursachte nur einen Ausfall von 143 Millionen Arbeitstagen, während die Arbeitslosigkeit in England für das Jahr 1925 einen Ausfall von 400 Millionen Arbeitstagen brachte; in Deutschland bedeutet die Arbeitslosigkeit einen Leerlauf der gesamten Wirtschaft von 12 Prozent, und einen Verlust von 4 Milliarden; in Westeuropa wird die Zahl der Arbeitslosen auf 4—5 Millionen geschätzt, für die ganze Welt auf zirka 10 Millionen; der Weltverlust seit 1920 mag eine Viertelbillion Franken betragen! Welche schweren moralischen Schädigungen zu diesen ungeheuren materiellen Verlusten noch hinzukommen, dürfte uns schon an unseren schweizerischen Verhältnissen klar geworden sein.) Diese Wirtschaftskrisen mit ihrem unermesslichen Schaden entstehen nun aber, wie Dr. Weber darlegte, aus dem Wesen der kapitalistischen Wirtschaft selbst. Die Krisen sind eine periodisch wiederkehrende Erscheinung und stellen einen bestimmten Teil des wirtschaftlichen Kreislaufes dar (Konjunkturzyklus). Letzten Endes wird die wirtschaftliche Wellenbewegung mit ihren Krisen dadurch verursacht, dass der Zweck der kapitalistischen Wirtschaft nicht die Bedarfsdeckung ist, wie in der vorkapitalistischen Wirtschaft, sondern der Erwerb, der Profit. In der Zeit des Aufschwungs werden alle Erwerbsmöglichkeiten ausgenutzt, ohne Rücksicht auf den Bedarf, so dass Produktion und Bedarf einander nicht mehr entsprechen, was zur Stockung, zur Krisis führt. Der Konjunkturzyklus seinerseits setzt eine Wirtschaft mit privatem Kapitalbesitz, d. h. mit freier, privater Verfügungsmöglichkeit über die Produktionsmittel voraus. In Wechselwirkung mit der Anarchie der kapitalistischen Wirtschaft steht das Verhalten des kapitalistisch denkenden Menschen, der durch sein Spekulieren das Auf und Ab des wirtschaftlichen Wellenschlags verschärft. (Merkwürdigerweise nahmen einige Anwesende Anstoss an Webers Behauptung, dass auch jeder Pfarrer schon spekuliert habe, — sei's auch nur bei seiner Wahl der billigsten Kaufgelegenheiten.) Eine Ueberwindung der Wirtschaftskrisen erwartet Dr. Weber nur von einer neuen Wirtschaftsordnung, die die freie private Verfügungsgewalt über den Kapitalbesitz aufheben und durch gemeinwirtschaftliche Regulierung der Kapitalverwendung die Wirtschaft planmässig leiten wird, so dass die Wirtschaft wieder ein Mittel zur Bedarfsdeckung der Menschen werden soll. Das aber ist das Wesen und der Sinn der sozialistischen Wirtschaftsordnung.

Scheinbar lag dieser letzte Verhandlungsgegenstand weitab von den andern. Trat uns aber nicht gerade in dieser konkreten Not das Wesen dieser Welt besonders deutlich vor Augen? Sogar Nationalrat Sulzer, der sich doch auf den Boden der bestehenden Wirtschaftsordnung stellte, sprach von einer Krankheit unserer Gesellschaft, und Dr. Weber zeichnete mit seinen Konjunktur-Tabellen eigentliche Fieberkurven an die Wand, — da wurde uns offenbar, dass es sich beim Problem der Arbeitslosigkeit keineswegs nur um ein

wirtschaftliches Spezialproblem handelt, das durch irgendwelche wirtschaftliche Massnahmen oder technische Neuerungen gelöst werden könnte, sondern um ein eigentliches Weltproblem, das herausgewachsen ist aus einer tiefen Verderbnis dieser Welt, aus jenem Abfall von der ursprünglichen Gottesordnung, von dem die Bibel redet. Ja, die Schöpfung Gottes ist durch diese Wirtschaftsordnung, die notwendig ihre Krisen erzeugt und Millionen Menschen arbeits- und brotlos macht, die sogar den Segen in Fluch und die Ueberernten in Hungersnöte verwandelt und die Geburt eines neuen Menschenkindes als Last und Sorge empfinden lässt, in Frage gestellt. Können und dürfen wir uns aber mit dieser Weltordnung abfinden? Etwa mittels jener frommen Redensarten von der göttlichen Weltregierung und Gottes unerforschlichen Ratschlüssen? Wir könnten es, wenn wir nicht inmitten dieser Welt Gottes Wort vernommen hätten, jenes Wort, das ein eindringlicher Hinweis ist auf jene andere Welt, die Gott ursprünglich geschaffen hat, um die die Propheten mit ihrer Forderung und Verheissung gerungen haben, und die uns in Jesus Christus als neue Wirklichkeit herrlich entgegentritt. Mit dem Glauben an diese uns in Gottes Wort gegebene Welt stellen wir uns in unsere Welt des Abfalls, des Fluchs und der Not hinein, in der Zuversicht, dass dieser Glaube, wenn er echt und lebendig ist, sich auch heute noch als den Sieg, der diese Welt überwindet, erweisen muss. Der Konferenz in Bad Lauterbach aber sind wir dankbar, dass sie uns jenes Wort Gottes, aus dem solcher Glaube fliesst, klar und lebendig vor Augen stellte und uns jene Weltwirklichkeit, an der es sich bezeugen muss, in neuem Ernste erkennen liess. R. Lejeune.

Die Mütterwoche in Bendeli (Toggenburg).¹⁾

„So viel Schönes hat mir mein ganzes bisheriges Leben nicht gebracht, wie diese eine Bendeliwoche,“ sagte mir eine Mutter, als wir uns verabschiedeten voneinander. „Jetzt werd ich mein Bürdelein wieder leichter tragen,“ fügte sie mit Tränen in den Augen hinzu.

Wir waren unser 22 Mütter — ganz verschiedener Art —, die einen mit leichtern, etliche mit schweren Bürden, frohe und müde Gesichter. Wir alle spüren einen grossen Dank in uns, denn wir haben es empfunden: Ueber unserer diesjährigen, der dritten Mütterwoche, waltete ein grosser Segen. Sie hat in manch gedrücktes, freudearmes Herz wieder Mut und Hoffnung getragen. Unser Bendeli hat vor allem ein Band von Liebe, von gegenseitigem Vertrauen, von wahren schwesterlichen Sinn geflochten. Es hat in uns den Glauben gestärkt, dass alle diese guten Kräfte einst die ganze Welt gewinnen müssen und auch gewinnen werden.

Dazu hat Frau Dr. Tschulok sehr viel beigetragen. Sie lehrte uns das Leben Vera Figners, einer russischen Revolutionärin, kennen. Gewaltig wirkte auf uns ihr unerschütterlicher Opfersinn für ihre durch das brutale Zarentum geknechteten Mitmenschen, ihre unverbrüchliche Treue und ihr Glaube an ihre Sache — den auch die zweiundzwanzigjährige Gefangenschaft in der Schlüsselburg nicht zu beugen vermochte. „O, dass doch bald dein Feuer brennte...“ sangen wir, nachdem uns Frau Dr. Tschulok zum letzten Mal erzählt hatte. Wir haben viel gesungen, aber uns ist kein anderes Lied wie dieses so zum Ausdruck unseres innersten Bittens geworden.

Und dieses einigende Feuerlein hat auch in uns geackert die ganze Woche hindurch: auf unsern frohen Spaziergängen an buschigem Buchenlaub und dunklen Tannen, an bunten Sonnenrainlein und saftigen Weiden vorbei — in der heimeligen Stube, wenn wir, aufmerksamer als landläufige Schüler, begierig aufnahmen, was uns unser prächtiges Lehrmeisterlein, Schwester Mathilde, über Krankenpflege erzählte — am langen, blumengeschmückten Tisch, wo liebe Hände uns ohne unsere Hilfe die Mahlzeit zube-

¹⁾ Für die letzte Nummer aus Versehen leider weggefallen. D. Red.

reitet hatten. Und dieses Feuerlein wurde genährt, wenn Frau Ragaz ein Gedicht vorlas, das irgendwie tief und klar ausdrückte, was wir unvollkommen fühlten, oder wenn wir an der Auffahrt mit vielen Frauen der Umgegend darüber nachdachten, wie Mann und Frau sich gegenseitig helfen können als zwei wahre Freunde.¹⁾

Ein richtiges, grosses Feuer hat uns die Mädchenschar, die gleichzeitig zur Erholung im Bendeli weilte, am letzten Abend oben am Wiesenhang angezündet. Da wurden uns sein mächtig Lodern, seine sprühenden Funken zum Sinnbild für unser Wollen. Und jetzt leuchtet es weiter in einem jeden von uns, die wir wieder an unserer Arbeit stehen.

Und du, Mutter, die du nicht unter uns warst, willst du nicht auch das nächste Jahr mitkommen? Vielleicht kannst du noch ein anderes bedrängtes Mütterlein mitbringen. Wir freuen uns auf euch. Martha Früh.

(Frau Ragaz, Gartenhofstrasse 7, Zürich 4, gibt gerne nähere Angaben über die jedes Frühjahr stattfindende Mütterwoche.)

Arbeit und Bildung.

Sommer 1927.

Unser „Sommersemester“ ist mehr in der Stille verlaufen. Wir haben von einem Zentralkurs abgesehen, weil wir im Winter zwei solche, und zwar sehr belebte, gehabt hatten. Aber das „Semester“ ist deswegen nicht weniger wertvoll gewesen. Frau Dr. Meli verstand es, auf ausgezeichnet lebendige und tiefe Art in Tolstoi und Dostojewsky und damit in den russischen Geist einzuführen. Nicht weniger trefflich war Herr Dr. Kauffungens Einführung in das Leben und Walten der Natur. Es war das, was wir in „Arbeit und Bildung“ besonders erstreben: eine Anleitung, an die lebendige Natur selbst, ihren Reichtum und ihr Geheimnis heranzukommen. Eine Wanderung durch das Reich der Natur, vom Stein bis zum Menschen, bot dafür den Leitfaden. Die Wissenschaft war Dienerin des Lebens, nicht Herrin. Herr Dr. Hilfikers Gegenstand war das Familienrecht, soweit es von jedermann gekannt werden sollte. Er verstand, den Kursteilnehmern mit grosser Klarheit und Wärme diese Fragen nahe zu bringen.

Während diese Kurse sich einer regen und zahlreichen Teilnahme erfreuten, vermochte der speziell für Frauen berechnete über „Drei berühmte Frauen“ (Catharina von Siena, Elisabeth von Thüringen und Elisabeth Fry) nicht die gewünschte Anziehungskraft auszuüben, woran weder der Stoff, noch die Leiterin (Frau Cl. Ragaz), sondern zum Teil die äusseren Umstände, zum Teil die geistige und soziale Lage der in Betracht kommenden Frauenkreise die Schuld trägt. Desto gelungener war die „Mütterwoche im Bendeli“, für die auf den besonderen Bericht verwiesen sei. Die Musikabende von Frl. Widmer hatten hauptsächlich Bach und Beethoven zum Inhalt, boten wieder viel des Schönen und Grossen und wiesen einen eher steigenden Besuch auf, während die Singabende sich erst noch ihr Land erobern müssen. Die Johannesbriefe wussten wieder viele anzuziehen und entfalteten die Fülle und Gewalt ihres Inhalts von Abend zu Abend mehr. Ein „Kreuz“ bedeuten gerade für diese Abende die Aussprachen, die selten das sind, was sie sein sollten und könnten. Die Monatsabende über Amerika, Russland und England, Paneuropa und die Genfer Wirtschaftskonferenz gelangen recht gut, besonders der über Amerika, an dem ein Amerikaner selbst, Roger Baldwin, über die geistige und soziale Lage in den Vereinigten Staaten unter den uns besonders interessierenden Gesichtspunkten berichtete. Eine Schlussfeier endlich, die auf der Baldern abzuhalten das

¹⁾ Den, wie die Teilnehmerinnen bezeugen, vortrefflichen Vortrag darüber hielt Sekundarlehrer Georg Früh in Wila. D. Red.

gaben höchstens von einigen falschen oder sinnlosen Bibelzitatzen und andern schädlichen Anhängseln reinigen; im übrigen ist das Werk so jung wie vor dreissig Jahren.

Seltsam, nun hat auch Hilty doch noch vom Ausland entdeckt werden müssen. Schon vor Münch hat der damals noch sehr kritische Theodor Häcker begeistert sein Lob verkündigt. Nun wird er zweifellos auch bei uns wieder mehr zu Ehren kommen. Der dies schreibt, freut sich, dass er nicht erst zu Hilty bekehrt werden muss, ist aber doch dankbar für den neuen Anstoss zur Schätzung dieses noch zur Hälfte verkannten Mannes. Auch mir hat diese Sammlung aufs neue gezeigt, was wir an ihm hatten, oder hätten haben können. Diese kurze Besprechung ist ein kleines Zeichen meiner Dankbarkeit. Sie hätte, wenn die Zeit es erlaubte, leicht lang werden können. Denn ich habe Hilty's Schriften genau kennen gelernt und die Begegnung mit diesem Manne hat in meinem Leben viel bedeutet. Er war einer meiner Lehrer und Aufwecker und auch einer meiner Tröster. In mancher dunklen Stunde hat er mir Licht gebracht. Er kann das auch Andern tun, und nötig haben es ja Viele!

L. R.

2. Eine Schwedin.

Der Eremit und andere Erzählungen, von Ebba Pauli (aus dem Schwedischen übersetzt von M. L. Moll), ist ein Büchlein, dessen Erscheinen bei der Neu-Sonnefelder Jugend, Sonnefeld bei Coburg, man mit Freuden bekannt geben darf (Preis: each. M. 2.50, halbl. M. 3.—, ganzl. M. 4.—). Wenn Siegmund Schultze Berlin, der das Geleitwort geschrieben hat, in demselben sagt, dass diese Erzählungen, die von einer Mitarbeiterin des Versöhnungsbundes, Marie Luise Moll, ins Deutsche übertragen sind, „auf eine feine, stille Weise die Menschen in die Tiefe ernster, persönlicher, demütiger Arbeit für das Herrschen Gottes unter den Menschen hineinführen können“, so ist damit sicher nicht zu viel gesagt. Gerade das „Feine, Stille“ macht den „Eremiten“ zu einem „Prediger“ dem jeder gerne lauscht — und nicht bloss lauscht, dessen untheologischen Worten er einfach folgen muss; sei es die Frau, der er zeigt, dass es doch „Gebetserhörung“ gibt, sei es der Priester, den er zu dem Ausruf bewegt: „So sollte mein Leben sein!“ oder die andere Frau, der er den Weg zum „Gutwerden“ zeigt: „Tu, was Du zutiefst willst!“ — „Das was ich zutiefst will?“ — „Ja, das was Du willst vor Gottes Angesicht!“ — Dies nur ein paar kurze Blicke in den Reichtum des Büchleins, das Vielen Offenbarung des Göttlichen, „Wort Gottes“ werden und sein kann. Gerade dass es ohne „Theologie“ das Tiefste so schlicht sagt und doch so „neu“ — wie es einmal in demselben heisst: „Du antwortest seltsam, aber Du hilfst!“ — das ist sein Vorzug.

Wenn die Neu-Sonnefelder Jugend uns noch mehr solche feine und reine Kost schenkt — und sie wird es, weil sie es will! — dann Heil ihr oder uns! Denn dann hilft sie uns dazu, Menschen zu werden wie „Der Wanderer“ oder „Schwester Trude“ oder gar wie der „Eremit“ selbst.

Gottfried Rieger.

Berichtigung. (Für die letzte Nummer leider verspätet.) In dem Bericht über den Kurs in Lauterbach, der im letzten Heft der „Neuen Wege“ enthalten war, hat sich ein kleiner Irrtum eingeschlichen. In meinem Referat über die Wirtschaftskrisen habe ich den Arbeitslohnverlust durch Arbeitslosigkeit in der Schweiz für die Jahre 1921/24 (nicht für 1924 allein) mit 680 Millionen Franken eingeschätzt, also im Durchschnitt für ein Jahr auf 170 Millionen; das ist immerhin noch 85mal so viel wie der durch Streiks im Jahre 1924 verursachte Verlust an Arbeitslöhnen.

Max Weber.